

T. M. Goeglein  
Cold Fury



T. M. Goeglein

# GOLD FURY

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Kirsten Borchart



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *Cold Fury*  
bei G.P. Putnam's Sons/Penguin, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Super Snowbright* liefert  
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2012 by T. M. Goeglein  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Babette Mock  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-453-26769-5

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

Für Laura,  
die stets meine Unterstützung hat.



# VORSPIEL

Mein Name lautet Sara Jane Rispoli.

Vor wenigen Wochen bin ich sechzehn geworden. Süße sechzehn, wie man ja immer sagt.

Bis jetzt war gar nichts Süßes an der Sechzehn.

Ich habe eine Zahnspange, so eine dicke, durchsichtige, mit der meine Zähne aussehen, als wären sie zu groß für meinen Mund und meine Lippen zu schmal, um sich richtig über ihnen zu schließen.

Ich habe schöne Haare und meine Haut ist ganz in Ordnung, aber ich habe eine Hakennase, die mein ganzes Gesicht beherrscht und die ich mir eines Tages unbedingt richten lassen will.

Ich habe einen Fahranfänger-Ausweis, aber keinen richtigen Führerschein, allerdings kutschiere ich mit dem alten Lincoln Continental von meinem Vater schon herum, seit ich dreizehn bin, keine große Sache.

Ich habe einen Freund – oder sagen wir, es gibt da einen Jungen, der mich wie einen Kumpel behandelt und nicht so, wie ich gern behandelt werden würde. Auch keine große Sache.

Und ich habe einen Aktenkoffer aus Aluminium, und in

diesem Aktenkoffer sind sechsendneunzigtausend Dollar Bargeld, eine American Express Card Black auf meinen Namen, eine Sig Sauer Kaliber .45, die man unauffällig bei sich tragen kann, und ein altes, in Leder gebundenes Notizbuch, das so viele ungewöhnliche Fakten, unentzifferbare Notizen und Geheimnummern enthält, dass es nur noch von Klebefilm und Gummibändern zusammengehalten wird.

Das Notizbuch ist der Grund, weswegen ich die Waffe habe.

Was ich nicht mehr habe, das sind meine Eltern und mein kleiner Bruder.

Sie sind entweder tot und nicht mehr da oder nur tot oder nur nicht mehr da.

Ich bin nicht bei Friendbook.

Ich bin nicht bei ISpace.

Mein Mobiltelefon habe ich vor ein paar Wochen in den Michigansee geworfen.

Ich werde beobachtet, verfolgt, abgehört und bespitzelt, und wenn sich die Gelegenheit bietet, dann werden die Beobachter und Verfolger versuchen, mich zu fangen, und die Abhörer und Spitzel werden versuchen, mich zu töten.

Solange ich in Bewegung bleibe, sollte mir nichts passieren.

Solange ich das Notizbuch habe, sollte ich am Leben bleiben.

So habe ich mir das Leben nicht vorgestellt, als ich süße Sechzehn wurde.



# 1

Von den Schülern meiner Schule, der Casimir Fepinsky Preparatory (allgemein nur Fep Prep genannt), wird verlangt, dass sie über ihre Zeit an der Highschool Tagebuch führen.

Gerade habe ich die ersten beiden Seiten noch einmal gelesen, und was dort steht, ist schon echt heftig.

Ich meine, wie viele Schüler können von einem Leben auf der Flucht berichten, oder davon, wie sie zu Selbstjustiz greifen, um sich zu verteidigen?

Aber um mal bei der Wahrheit zu bleiben, ich würde kein Tagebuch führen, wenn ich nicht müsste. Normalerweise neige ich nicht dazu, Details aus meinem Leben mit anderen zu teilen. Bloggen betrachte ich als ziemliche Egoschau, und Twittern grenzt schon fast an Schwachsinn. Will die Welt wirklich wissen, dass ich gerade einen Bagel mit Zwiebeln gegessen habe, und wird es lustiger, wenn ich es mit LOL kommentiere? Klingt das nicht irgendwie, als sei man komplett verrückt?

Allerdings habe ich auch deshalb immer weitergeschrieben, weil mir das hilft, nicht völlig den Verstand zu verlieren.

Aber der andere, wesentlich wichtigere Grund ist, dass ich hoffe, auf diese Weise einen Weg zu finden, der mich zu meiner Familie führt.

Eine meiner Lieblingslehrerinnen, Miss Ishikawa, unterrichtet Englische Literatur. Sie ist weise und winzig klein, wie ein energiegeladener Hamster mit Brille. Als Richtlinie für das Tagebuchschreiben gab sie uns eine Zeile aus

Shakespeares *Der Sturm* mit auf den Weg: »Und dadurch sie ersehnt zu einer Handlung, wovon, was jetzt geschah, ein Vorspiel ist.« Im Klartext: Die Gegenwart baut auf jene Ereignisse auf, die ihr vorangegangen sind.

Deswegen habe ich beschlossen, in der Vergangenheit nach Informationen zu schürfen und dieses Tagebuch gewissermaßen als Lager zu benutzen – als einen Ort, an dem ich die Fakten sortieren kann, bis hin zu dem Augenblick, als meine Familie verschwand.

Diese blutige, schreckliche Nacht wurde zum Ausgangspunkt einer Suche – nach meinen Eltern und meinem Bruder, aber auch nach der Wahrheit darüber, wer und was wir wirklich sind. Dazu ist viel Geduld und Konzentration nötig, aber ich muss auch Zusammenhänge aufdecken, über die ich noch sehr wenig weiß. Ohne das Wissen um das, was vor dieser Nacht geschah, wird mir das so wenig gelingen, wie ich ein unvollständiges Puzzle zusammensetzen könnte – man hat die einzelnen Teile vor sich liegen und sieht ein Paar durchdringender, blauer Augen, aber keinen Kopf, oder man sieht eine Hand, aber keinen Arm, oder das kluge Lächeln eines Jungen, aber nicht den Jungen selbst. Keinen Vater, keine Mutter, keinen kleinen Bruder. Nur Bruchstücke und Scherben, die nicht zusammenpassen, weil das Leben eines Menschen, wie Miss Ishikawa und Shakespeare uns lehren, nicht nur aus der Gegenwart besteht. Es setzt sich zusammen aus Scheibchen toter Zeit, verblässenden Erinnerungen und vor langer Zeit geflüsterten Gesprächen. Und daher seziere ich jetzt die Vergangenheit wie ein forensischer Pathologe, untersuche sie auf Hinweise auf mein zerstörtes Zuhause und auf meine Familie, die aus der Welt der Lebenden herausgerissen wurde.

Das Schreckliche, das ihnen geschah, passierte nicht im luftleeren Raum.

Es war kein aus der Flugbahn geratener Meteorit oder ein übernatürliches Ereignis, das unser Leben vernichtete und mich zu einem Leben auf der Flucht zwang.

Es geschah, weil vorher andere schreckliche Dinge geschehen sind. Ich bin fest entschlossen herauszufinden, worum es sich handelt, und am besten fange ich damit an, einen genauen, ehrlichen Blick auf meine Familie zu werfen.

Mein Großvater väterlicherseits war Enzo Rispoli, ein kleiner Mann der leisen Töne, der den Familienbetrieb leitete, die Feinbäckerei Rispoli & Sons. Grandpa hatte viele Spitznamen. »Enzo der Bäcker«, natürlich, und »Enzo der Biscotto«, was mir am besten gefiel, denn *biscotto* heißt auf Italienisch »kleiner Keks«, und daran erinnerte er mich auch – an ein kleines, süßes Stück Gebäck. Gelegentlich wurde er von Männern, die so leise sprachen, dass nur Grandpa sie verstehen konnte (und die ich deswegen die »Nuschelmänner« nannte), »Enzo der Boss« genannt, was mich verwirrte, denn die einzigen Leute, denen er überhaupt jemals etwas vorzuschreiben schien, und auch das nur ganz zurückhaltend, waren mein Vater Antonio, den alle Welt Anthony nennt, und sein jüngerer Bruder Benito, allgemein als Buddy bekannt.

Onkel Buddy verabscheue ich zutiefst.

Und das ist komisch, denn früher habe ich ihn einmal richtig gern gehabt.

Damals, das kann ich nicht leugnen, war mein Onkel mein bester Kumpel, und auch der meiner Eltern – zumindest schien es so. Onkel Buddy war immer mit dabei,

denn, wenn man mal ehrlich war, hatte er kaum ein eigenes Leben. In alten Filmen hört man manchmal einen jiddischen Ausdruck, der ihn ganz gut beschreibt – *schlub*. Während mein Vater groß und dünn war, war er klein und untersetzt, und während mein Vater elegant und lustig war, war er ungeschickt und immer ein bisschen verlegen, und er lachte zu laut in den falschen Momenten. Onkel Buddy aß wie ein Scheunendrescher, schaufelte die Pasta nur so in sich hinein und beleckerte sein Hemd dabei mit roter Sauce. Er rauchte ununterbrochen, stand auf unserer Veranda und qualmte auf eine so angespannte, verzweifelte Art, als sei er sauer auf die Zigaretten. Abgesehen von meiner Familie hatte er kaum Leute um sich, er hatte keine richtigen Freunde und auch nie eine Freundin. Zwar neigt meine Familie dazu, eng zusammenzuglücken und vor allem Freundschaften innerhalb der Familie zu pflegen, aber Onkel Buddy war in dieser Hinsicht extrem. Er verströmte ein gradezu greifbares Gefühl von Einsamkeit, aber eine nervige Art von Einsamkeit, als ob er immer etwas ganz Bestimmtes im Sinn hatte und es ihm nicht nur darum ging, gemocht zu werden.

Meine Eltern erzählen gern und am liebsten immer abwechselnd eine alte Familiengeschichte, die davon handelt, wie sie sich kennengelernt haben. Meine Mutter arbeitete in einem Kaufhaus als Handmodell, das heißt, sie führte Diamantringe vor, und dabei wurde mein Vater auf sie aufmerksam. Er fragte sie sehr weltgewandt, ob er einen bestimmten Ring sehen dürfte, inspizierte ihn dann genau, und als er ihn dann wieder auf ihren Finger schob, fragte er: »Wollen Sie mich heiraten?« Monate später reiste er mit ihr nach Italien, um dort noch einmal richtig um ihre Hand anzuhalten, und er ließ in einem kleinen Berg-

dorf namens Ravello einen Ring für sie anfertigen. Es ist ein goldener Siegelring mit einem hervorgehobenen R aus winzigen, harten, funkelnden Diamanten, und am Ende der Geschichte dreht sie diesen Ring immer an ihrem schönen Finger und sagt, sie hätte auch schon beim ersten Mal, als Dad sie fragte, Ja gesagt, wenn er nicht so fürchterlich von sich eingenommen gewesen wäre.

Onkel Buddy gefiel diese Geschichte ein bisschen zu sehr.

Heute weiß ich um seine furchtbare Eifersucht darauf, wer mein Vater war und was er besaß, aber das versteckte er unter einer dünnen Schicht aufgesetzter guter Laune.

Er tat so, als würde er uns lieben, aber eigentlich verabscheute er uns, und auch dieses Gefühl verbarg er meisterlich.

Stundenlang saß er bei meiner Mutter in der Küche und erzählte ihr lustige Geschichten, brachte sie zum Lachen, während sie mit ihren wohlgeformten Daumen und Zeigefingern leckere kleine Ravioli fertigte, und er half meinem Vater, die vom Blitz getroffene Wetterfahne wieder auf dem Schieferdach unseres großen, alten Hauses an der Balmoral Avenue zu befestigen. Mein Onkel setzte mich gern in sein rostiges, rotes Cabrio und fuhr mich überall hin, wo ich gerade hinwollte – an den Strand von Foster Beach oder zum Art Institute, Chicagos großem Kunstmuseum; er fuhr mich sogar zum Einkaufen zur Michigan Avenue, auch wenn er sich dort schrecklich langweilte. An warmen Sommerabenden fuhren wir oft alle gemeinsam zum Baseballstadion Wrigley Field: Onkel Buddy hatte uns sogar extra faltbare Stadionsitze gekauft, damit wir es bequemer hatten, wenn wir seinem Lieblingsspieler bei den Cubs zujubelten, dem großen Dominic Hughes.

Ganz besonders erinnere ich mich an ein spezielles gemeinsames Frühstück im Lou Mitchell's.

Das war Onkel Buddys Lieblingsdiner in Chicago.

Er liebte alles an diesem Schnellrestaurant, von der Neon-Leuchtreklame draußen an der Fassade bis zu den kleinen Sitznischen. Und genau in diesem Laden saßen wir und teilten uns Blaubeerpfannkuchen, die so groß waren, dass sie über den Tellerrand hingen, als meine Mom und mein Dad, die auf der Bank uns gegenüber saßen, sich geheimnisvoll anlächelten und meine Mom sagte, dass sie schwanger sei und einen Jungen erwartete. Ich erinnere mich, wie mein Dad – ein Mann von großem und sehnigem Körperbau (den habe ich von ihm geerbt) und mit Dreitagebart (den glücklicherweise nicht) – ganz breit lächelte, den Arm um meine Mutter legte und sie an sich zog. Ich erinnere mich auch noch an das Gesicht meiner Mom. Mom ist wunderschön, mit grünen, leicht mandelförmigen Augen, hohen Wangenknochen (auch die habe ich geerbt – vielen Dank, Mom) und welligem schwarzem Haar. Damals schien sie richtig zu strahlen. Ich war noch klein, ganz durcheinander und furchtbar aufgeregt, und vielleicht erinnere ich mich deswegen nicht mehr richtig an das, was danach geschah. Ich glaube aber schon.

Ich erinnere mich nämlich noch an Onkel Buddys entgeisterten Gesichtsausdruck.

Er starrte meinen Dad an und sagte: »Noch ein männlicher Rispoli«, als sei das eine schlechte Nachricht. Dann aber schüttelte er sich, als ob er aus einer Trance erwachte, setzte sein breites Buddy-Lächeln auf und sagte: »Hey, wo du es uns schon hier erzählt hast, solltest du den Kleinen Lou nennen!« Meinen Eltern gefiel das wohl, denn ein

paar Monate später kam mein kleiner Bruder als Lou Mitchell Rispoli im Northwestern Hospital zur Welt.

Es war komisch, plötzlich ein kleines Baby im Haus zu haben. Vorher hatte ich im Mittelpunkt gestanden, bei meinen Eltern ebenso wie bei meinen Großeltern und Onkel Buddy. Nun aber scharwenzelten sie alle um den Kleinen herum, nahmen ihn auf den Arm und küssten ihn und sangen ihm leise italienische Wiegenlieder vor. Versteht mich nicht falsch, ich fand es auch schön, mit Lou zu kuscheln und ihn zu knuddeln. Ich fand es toll, wie er roch, und besonders liebte ich seine langen Wimpern und die dicken, kleinen Finger. Aber nach einer Weile reichte es mir dann auch. In diesen ersten beiden (unglaublich langen) Jahren nach Lous Geburt, in denen mein Bruder wie ein kleiner Prinz behandelt wurde, meine Mutter an der Schule unterrichtete und mein Dad bis spätabends in der Bäckerei arbeitete, bekam ich allmählich das Gefühl, dass man mich vergessen hatte. Obwohl ich noch klein war, war mir aber schon damals klar, dass eine Rispoli keine Szene macht. Wenn mich also ein Anflug von Selbstmitleid überkam, dann jammerte ich nicht oder weinte, sondern klappte mein Lieblingsbuch auf (*Laura Lane, die junge Spionin*) und startete auf die Seiten. Ich hatte erst vor Kurzem lesen gelernt und beherrschte diese Kunst noch nicht sehr flüchtig, aber das war egal, weil mich die Wörter ohnehin nicht interessierten. Sie dienten nur als Richtpunkt, auf dem meine Augen ruhen konnten, während ich darauf wartete, dass sich mal wieder jemand mit mir beschäftigte.

Und das war die Zeit, da Onkel Buddy mir das Boxen näherbrachte.

Mir gefiel der Sport sofort, und ich gab meine Ballettstunden auf, um lieber kämpfen zu lernen.

Ganz ehrlich, ich bin ziemlich stolz auf meinen linken Haken.

Boxen war eine recht ungewöhnliche Freizeitbeschäftigung für ein sechsjähriges Mädchen, das muss ich zugeben – fast so ungewöhnlich wie heute für eine Sechzehnjährige. Aber es ist eine ebenso elegante Sportart wie Ballett, und wenn man es richtig beigebracht bekommt, dann begreift man, dass die wahre Kunst nicht im Zuschlagen liegt, sondern darin, den Schlägen geschickt auszuweichen. Aber auch, wenn ich gelernt habe, wie ich mich behaupten kann: Ich bin niemand, der sich gerne prügelt. Meine Waffen waren vielmehr das Selbstbewusstsein, das ich mir von meinem Dad abguckte, und die kühle Logik, die meine Mutter in mir weckte.

Und dann gibt es noch ein paar Dinge an mir, die sind einfach ... ich.

Ich bin nicht schüchtern, ich bin still. Und ich bin kein Mauerblümchen, ich bin eine Beobachterin.

Jedenfalls hatte Onkel Buddy wohl irgendwie gemerkt, wie verloren ich mir vorkam, und eines Nachmittags holte er mich in seinem roten Cabrio ab und fuhr mit mir zur Southwest Side von Chicago, zu einem Studio, das Windy City Gym hieß und sich im zweiten Stock eines verrosteten Lagerhauses befand. Als wir eintraten, wirkte das ganze Gebäude völlig verlassen. Wir stiegen eine dunkle Treppe hinauf, und Onkel Buddy sagte, ich sollte auf die Stufen aufpassen, dann öffnete er eine Flügeltür, und plötzlich umging uns Sonnenlicht, das durch große Oberlichter ins Innere des Hauses fiel. Der Raum, den wir nun betraten, war sehr geräumig und groß, und die hohe Decke wurde von sich überkreuzenden dicken Holzbalken getragen. Von diesen Balken hingen schwere Säcke herunter, von



denen einige rhythmisch von Jungen bearbeitet wurden, die sich die Hände mit Bandagen umwickelt hatten. Es gab Spiegel und Punchingbälle und Springseile, die an den unverputzten Wänden hingen, neben zahlreichen alten Fotos und abblättrenden Postern der Boxer, die im Windy City trainiert hatten. In der Mitte des Raums, angestrahlt von staubigem Sonnenlicht, befand sich ein Boxingring. Eigentlich war es kein Ring, sondern vielmehr eine mit Leinwand bespannte, viereckige Matte. Zwei Männer umkreisten sich dort, tänzelten umeinander herum, bewegten die Schultern und schlugen ihre Boxhandschuhe aneinander. Es roch nach Kreide und man hörte das Quietschen der Turnschuhe, das Surren eines Springseils und eine blecherne Glocke. Mir wurde bewusst, wie klein und zierlich mein Körper sich in diesem Umfeld ausnahm und wie dünn meine Schultern und Beine waren, aber trotzdem spürte ich in diesem Augenblick, dass ich mich genau dort befand, wo ich sein wollte.

Onkel Buddy legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte: »Sara Jane, das ist Willy Williams.« Ich stand vor einem Afroamerikaner, der fast so klein war wie mein Großvater Enzo, allerdings ein wenig älter. Er trug eine Brille mit Metallfassung, hatte eine Schiebermütze auf dem Kopf und einen grauen, ausgefransten Schnurrbart unter seiner Nase. Er streckte mir seine Hand hin. Als ich sie schüttelte, lächelte er, und sein Lächeln gab mir das Gefühl, wärmstens willkommen zu sein.

»Das ist also die Kleine von Anthony und Teresa. Du siehst genauso aus wie deine Mama, weißt du das? Abgesehen von deinen Augen. Die hast du von deinem Vater.«

Das sagten mir die Leute dauernd, deswegen nickte ich und lächelte zurück.

»Wie alt bist du, Sara Jane?«

»Sechs.«

»Du liebe Zeit, schon so groß.« Er nickte zu den Boxern im Ring, die sich hart angingen, und sagte: »Lass dir von den Jungs da keine Angst machen, meine Kleine.«

»Sie machen mir keine Angst«, sagte ich, und tatsächlich war ich vielmehr völlig fasziniert von dem Kampf. »Es sieht so aus, als ob es Spaß macht.«

»Spaß?«, fragte er und hob die Augenbrauen, bis sie über den Rand der Brille lugten, dann grinste er. »Aber sag mal, hast du gewusst, dass dein Daddy einmal einen sehr wichtigen Boxwettkampf gewonnen hat?«

Das hatte ich nicht, und es überraschte mich auch sehr. »Wirklich?«, fragte ich. »Stimmt das?«

»Ja. Ich habe ihn selbst trainiert. Ich habe auch deinen Onkel hier trainiert. Anthony beherrschte allerdings einen linken Haken, den Buddy nie kommen sah«, sagte Willy und zwinkerte Onkel Buddy zu.

Onkel Buddy lächelte, aber er schien es nicht so lustig zu finden, als Willy nun weiter davon erzählte, dass mein Vater den idealen Körperbau für einen leichten Mittelgewichtler hatte. Onkel Buddy war mit seiner kurzen, gedrungenen Statur ein wenig zu schwer und zu langsam für einen Boxer. Doch dann klopfte Willy Onkel Buddy auf die Schulter und sagte: »Aber keiner hat sich je so angestrengt wie Buddy. Und niemand war härter. Du konntest wirklich einen Knuff vertragen, mein Junge. Du hattest ein großartiges Kinn.«

Onkel Buddy rieb sich das besagte Kinn und grinste mich an, als er sagte: »Ich habe im Ring von deinem Dad wirklich eine Menge einstecken müssen, Sara Jane. Schließlich habe ich Tag und Nacht mit ihm trai-

niert. Ohne mich hätte er den Wettkampf nicht gewonnen.«

»Das stimmt«, sagte Willy. »Ohne Buddys Hilfe hätte er es nicht geschafft.«

Dieses Mal lächelte Onkel Buddy und sah dabei wirklich aus, als ob er sich freute. Dann legte er mir die Hand auf den Kopf und fragte: »Na, Willy, was meinst du?«

Später erfuhr ich, dass es im Boxsport allgemein hieß, Willy Williams hätte besonders scharfe Augen, wenn es um junge Talente ging. Wenn er jemanden von Kopf bis Fuß musterte, dann konnte er selbst einem sechsjährigen Mädchen ansehen, ob sie das Zeug zu einer Kämpferin hatte oder nicht. Und wenn sich Willy einmal eine Meinung gebildet hatte, ob nun über die Tauglichkeit eines Menschen im Ring, über Politik oder Baseball oder zu irgendeinem anderen Thema, dann verpackte er sein Urteil in einen kleinen Reim. Willy sah mich an und strich sich über das Kinn. Schließlich deutete er mit dem Finger auf mich und sagte:

*»Sara Jane,  
das kann ich sehn,  
in dir steckt  
ein Boxer, der die Fäuste reckt.«*

Noch am gleichen Tag begann ich, bei Willy zu trainieren, und das habe ich nie bereut. Ich fing langsam an, bewegte mich erst einmal vorsichtig im Ring und gewöhnte mich an den Rhythmus und die Bewegungen, während Willy mir beibrachte, wie ich meine Hände einsetzen und was ich mit den Füßen machen sollte – wie man sich dreht und bewegt und wie man einem Hieb ausweicht oder sich

darunter weggeduckt. Es dauerte nicht lange, und mein Hirn und mein Körper arbeiteten zusammen, wobei das Hirn strategisch die Bewegungsabläufe vorgab und der Körper die Befehle ausführte, bis aus dieser Partnerschaft ein homogener Kämpfer erwuchs – ich. Wenn die körperlichen und geistigen Kräfte eines Boxers zu einem einzigen Ich verschmelzen, dann ist das eine ungeheuer bestärkende, aufbauende Erfahrung, und ich spürte, wie das auch bei mir geschah. Es war, als ob ich Kontrolle über etwas erlangte, von dem ich gar nicht gewusst hatte, dass es überhaupt in mir steckte. Gewissermaßen fühlte es sich wie eine Art Upgrade an, als ob das Originalmodell von Sara Jane mit zusätzlichen, neuen Eigenschaften ausgestattet wurde. Manchmal vollführte ich, bevor ich abends ins Bett ging, noch ein Dutzend Kombinationen vor dem Spiegel. *Schneller, schneller, schneller!*, dachte ich und beobachtete, dass meine Hände wie Kolben schlugen und meinem Befehl gehorchten.

Willy erklärte mir auch den Unterschied zwischen einem Boxkampf und einer Abreibung.

Er sagte, es käme auf die Absicht an, mit der zwei Boxer gegeneinander antraten. Wenn ein älterer, größerer und erfahrenerer Kämpfer einen kleineren »für ein kleines Sparring« in den Ring bat, dann betrachtete der Ältere in der Regel den Neuen als schweren Sandsack mit Beinen, oder, wie Willy das nannte, als »Frischfleisch«. Der jüngere Kämpfer sollte für den älteren ein bewegliches Ziel darstellen, damit der herausarbeiten konnte, was mit seiner linken Geraden oder mit dem Cross-Schlag noch nicht stimmte. Wenn dann schließlich die Glocke erklang und der Kleinere noch aufrecht stand, dann sah er in der Regel aus, als hätte er gerade eine handgreifliche Auseinander-

setzung mit der Ketchupflasche verloren. Willy wies mich an, nie mit einem erfahreneren Kämpfer in den Ring zu steigen, schon gar nicht, wenn er selbst nicht zugegen war.

Heute, mit sechzehn, frage ich mich immer noch, was zum Teufel sich mein achtjähriges Ich damals dachte, seine Anweisungen in den Wind zu schlagen, als ich wieder einmal zum Training im Windy City war.

Das Problem war, ich dachte gar nicht.

Stattdessen sprühte ich vor Adrenalin, nachdem ich dreißig Minuten lang wie ein Wirbelwind verschiedene Kombinationen mit Willy ausprobiert hatte. Ich stand vor einem Spiegel voller Schweiß- und Spuckeflecken, und Willy hatte mir gezeigt, wie ich mit weichen, fließenden Bewegungen zuschlagen konnte. Das war so ähnlich, als ob man Tanzbewegungen lernte, nur mit Armen und Händen anstatt mit Beinen und Füßen. Er ließ mich langsamer machen, um mich zu korrigieren, und dann wieder schneller werden, wenn mein Körper einen Rhythmus fand, meine Augen mein Spiegel-Ich als Gegner ansahen, und dann war es, als hätte jemand das Startseil eines Außenbordmotors gezogen – Gerade, Gerade, Schlag, Haken – und noch einmal! – Gerade, Gerade, Schlag, Haken – und noch einmal, bis meine Arme zitterten, mir die Hüften weh taten und ich überzeugt war, dass es eine knochige Achtjährige, deren Nase aus dem Kopfschutz hervorguckte wie der Schnabel eines eingesperreten Tukans, ohne Weiteres mit dem Schwergewichts-Champion der Welt würde aufnehmen können.

Oder zumindest mit dem Silver-Gloves-Gewinner von Chicago.

Willy nahm seine Brille ab, wischte sich mit dem Dau-

men den Schweiß von seinen Augenbrauen und sagte mir, ich sollte drei Runden seilspringen, während er einige Telefongespräche erledigte, was seine Umschreibung für ein kleines Nickerchen am Nachmittag war. Nachdem sich seine Bürotür geschlossen hatte, hörte ich meinen Namen. Ein Junge lachte mich aus dem Ring heraus an, hatte sich gegen die Seile gelehnt und ließ die Hände baumeln, die in dick gepolsterten Handschuhen steckten, und ich sagte: »Uh-Oh.«

»Hey, Rispol-ita.« Er grinste. »Haste Lust auf eine Runde Sparring?«

Hector Puño hatte den Spitznamen »Uh-Oh« verpasst bekommen, weil es genau das war, was seine Gegner in der Silver-Gloves-Klasse der Zwölfjährigen dachten, wenn sie seine schreckliche rechte Faust kommen sahen. Trotz seines Rufs war er immer freundlich und sprach ganz sanft mit mir; auf mich wirkte er im Grunde wie ein rundlicher, knuffiger Teddybär in Boxershorts aus Satin. Damals, nach zwei Jahren Training, hatte ich nur mit einer Handvoll Gegner im Ring gestanden, mit ausgewählten Jungs, die Willy als sicher betrachtet hatte. Ich war nach meinen blitzschnellen Kombinationen aufgeheizt, hatte genug von »sicheren« Gegnern und spürte vor nichts Angst. Willy würde sauer sein, wenn er mich erwischte, aber ich wusste, dass seine schläfrigen »Telefongespräche« meist mindestens sechs Runden dauerten, und bis dahin würde ich mit Uh-Oh fertig sein. Ich sagte: »Wir machen nur Bewegungsübungen, okay, Uh-Oh? Allerhöchstens ein paar leichte Schläge? Du bist mir ja meilenweit überlegen, was Größe und Gewicht angeht.«

»*Come si estě loco.* Ja, na klar. Ich will nur an ein paar Sachen mit meiner Rechten arbeiten.«

Ich zog Sparring-Handschuhe an, Uh-Oh drückte die Seile auseinander und ich kletterte in den Ring, dann ertönte der Buzzer. Einige Sekunden lang standen wir uns gegenüber, hielten die Hände hoch erhoben und bewegten uns im Kreis, als liefen wir Schlittschuh auf der Matte. Und dann schoss Uh-Ohs linker Arm nach vorn wie ein Aal und zupfte an meinen Handschuhen. Ich drehte mich zur Seite, aber er war schon da und sprang vor mir auf und ab. In einer Hinsicht gleicht Boxen dem Standardtanzen – es geht immer darum, wer führt. Selbst, wenn er mit dem Rücken an den Seilen steht, bewegt sich der Führende so, dass sein Gegner ihm folgen muss, und kontrolliert die einzelnen Züge eines Kampfes. Uh-Oh war jetzt genau vor mir, und ich ging mit der Linken auf ihn los, unter der er sich lächelnd duckte. Ich tat einen Schritt, schlug eine Gerade, verfehlte ihn und folgte ihm zum Rand des Rings. Und da wirbelte er plötzlich herum, ich drehte mich weg, und nun stand ich mit dem Rücken in der Ecke, und nur in der letzten Sekunde, als ich schon das Zischen einer einschlagenden Granate hörte und es vor meinen Augen hinter dem Kopfschutz blitzte, sah ich seine Rechte, die genau auf mein Gesicht zielte.

Das war kein leichter Stups von einem Teddybären.

Das war ein Dampfhammer vom starken Mann im Zirkus.

Es war ein massiver, harter Schlag, und er fühlte sich an, als ob die ganze Ungerechtigkeit, die sich je in der Geschichte der Menschheit ereignet hat, auf meine Nase prallte. Glühender Schmerz breitete sich in meinem Kiefer und meinen Zähnen aus, krallte sich in meine Augen, fuhr in meine Ohren und erzeugte das Gefühl, die ganze Welt sei gegen mich. Irgendwie konnte ich mich auf den Bei-

nen halten, und ich wollte mich gerade geschlagen geben, als ich die winzigen, animalischen Pünktchen in Uh-Ohs Augen sah und wusste, dass er es mit Absicht getan hatte. Ich war Frischfleisch. Irgendetwas in meinem Bauch machte Plopp und blitzte auf, wie eine winzige, innere Flamme, die kalt und blau zu brennen begann. Angst, Selbstmitleid, Wut – all diese schwächenden Empfindungen ebten ab und eisiger Zorn erfüllte mich.

Heute ist mir klar, dass ich dieses mächtige innere Phänomen in diesem Augenblick zum ersten Mal erlebte. Damals führte es allerdings zunächst nur dazu, dass ich mich unbesiegbar fühlte.

Ein Schatten muss über meine Augen gezogen sein, denn Uh-Oh hörte auf zu grinsen und blinzelte heftig, und in dieser Sekunde des Verharrens sprang mein Außenbordmotor an – *Gerade, Gerade, Schlag, Haken!* Uh-Oh stöhnte auf, weil es für ihn zu spät war, seine Nase zu schützen. Ich hatte die Hände hoch erhoben und wollte gerade mit der nächsten Kombination loslegen, als die blaue Flamme verlosch wie eine Geburtstagskerze und die eiskalte Wut mit sich nahm. Ihr plötzliches Kommen und Gehen war verwirrend und erschreckend und brachte mich aus dem Gleichgewicht, und das hatte Uh-Oh wohl auch sofort gemerkt. Er ließ seine Handschuhe sinken und griff an, und obwohl ich mich bloß wie die kleine Sara Jane fühlte, kam für mich Flucht oder Aufgeben nicht infrage. Ich hielt stand, als er mich mit einem Hagel von Schlägen bedachte, die sich anfühlten, als ob ein Haus über mir einstürzte, ein Zementstein nach dem anderen.

»Hört sofort auf! Sofort, verdammt noch mal!«

Wir fahren auseinander und drehten uns zu Onkel Willy



um. Uh-Oh federte schuldbewusst in den Knien, und ich schwankte benommen. Mein Gegner bekam von unserem Trainer ganz schön was zu hören, aber wir wussten beide, wer eigentlich schuld war. Als Uh-Oh die hundert Liegestütze machte, die er zur Strafe aufgebrummt bekommen hatte, zog Willy mir den Kopfschutz herunter, betrachtete meine anschwellende Nase und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Nach all dem, was ich dir beigebracht habe«, sagte er und reichte mir einen Eisbeutel, »bist du trotzdem mit einem größeren und besseren Kämpfer in den Ring gestiegen?«

»So viel besser ist der gar nicht«, schmollte ich.

»Doch, das ist er. Viel besser.«

»Ich hab ihn aber auch erwischt. Das war komisch, Willy. Ganz kurz wurde da innen in mir alles ganz ruhig, und gleichzeitig wurde ich total wütend.« Das waren die Worte, mit denen ich dieses Phänomen zu beschreiben versuchte, das ich damals zum ersten Mal empfand und erst jetzt allmählich zu verstehen beginne.

»Adrenalin oder sowas.« Er zuckte die Achseln. »Darum geht es nicht. Tatsache ist, dass du als Kämpferin versagt hast.«

Ich nahm den Eisbeutel von meiner Nase. »Ich habe versagt, weil ich mich gewehrt habe? Weil ich tapfer war und nicht aufgegeben habe oder weggelaufen bin? Das ist verrückt.«

»Nein, verrückt ist, so eine Tracht Prügel zu kassieren, wie ich sie gerade gesehen habe, und dann noch stehen zu bleiben und sie hinzunehmen.«

Ich zuckte verteidigend die Achseln und sagte: »Ich wette, mein Dad hätte auch nicht aufgegeben, als er noch geboxt hat.«

Willy stieß ein verächtliches kleines Lachen aus. »Ich sag dir mal was über deinen Daddy. Anthony Rispoli war ein *cleverer* Boxer. Wenn der merkte, dass er in die Klemme geraten war, dann hat er zugesehen, dass er da wieder rauskam, und zwar schnell.« Er richtete seinen Blick auf mich, ohne zu blinzeln, und sagte: »Wenn so was mal wieder passiert, Kleine, dann haust du auch besser ab.«

»Aber Willy ...«

»Aber gar nichts. Weißt du, was man von Muhammad Ali sagte, dem größten Schwergewichtsboxer aller Zeiten? Dass er wie eine Biene stach, ja, sicher, aber genauso hieß es von ihm, dass er schwebte wie ein Schmetterling. Denk mal drüber nach. Ein Schmetterling schlägt nicht zu und steht auch nicht da wie ein Ölgötze, wenn ihm das Hirn rausgeprügelt wird. Dieser weise kleine Falter schlägt mit den Flügeln und sieht zu, dass er dem Ärger aus dem Weg geht. Und das macht ein guter Boxer auch ... er lernt, wie er sich aus dem Staub macht, ohne getroffen zu werden. Dafür haben wir ein Hirn, Kleine.«

Im Laufe der folgenden Jahre, in denen ich unter Willy weiter trainierte und er mir alle wichtigen Elemente der Kampfkunst beibrachte, betonte er mir gegenüber immer wieder, dass Boxen ein Sport für Denker ist und nicht für Raufbolde, dass die erprobten und für gut befundenen Regeln unbedingt befolgt werden müssen, und dass Respekt für den Gegner in diesem Sport von zentraler Bedeutung ist. Seiner Meinung nach gehörte der Kampf allein in den Ring, und er lehnte es ab, Gewalt anzuwenden, um einen Disput im wahren Leben zu entscheiden, außer in seltenen Fällen zur Selbstverteidigung. Wenn sich ein Gegner beispielsweise nicht an Regeln hält und von daher keinen Respekt verdient, dann muss jeder

Mann – oder jedes Mädchen – sehen, wie es sich durchsetzen kann.

Das wurde auch meine Einstellung, und wir beide wurden Freunde. Mehr als Freunde sogar – Willy gehörte schließlich zur Familie. Von daher war es reine Ironie, dass ich ausgerechnet von ihm die wichtigste Fähigkeit erlernte, die mir heute zur Verfügung steht, um meine wahre Familie zu finden.

Nämlich nicht nur, wie man kämpft, sondern auch, wie man um sein Leben läuft, damit man am nächsten Tag noch einmal antreten kann.

## 2

Ein Thriller, ob nun als Buch, als Kino- oder Fernsehfilm, beginnt stets mit einer groß angelegten, temporeichen Actionszene, zum Beispiel mit einer waghalsigen Autojagd, bei der sich das blendende Sonnenlicht auf zwei Lamborghinis bricht, die hoch durch die Luft segeln und dann eine Straße hinunterbrettern, wie es sie nur in San Francisco oder in den Alpen gibt, mit einem Gefälle wie eine Gebirgswand. Dann folgt ein ruhiger Teil, in dem nach und nach die eigentliche Geschichte erzählt wird und erste Hinweise darauf erkennbar werden, worum es bei der wilden Verfolgung ging. Der Held, der auf eine zweifelhafte Vergangenheit zurückblickt oder mit eigenen Dämonen zu kämpfen hat, stellt sich dann als unerschrockener moderner Sherlock Holmes heraus, und die Pistole,

die er zufällig in einer Schublade findet, führt ihn direkt zu einem Fußabdruck im Garten, der wiederum zu einem Schießfach in Zürich, wo man dann den Schurken dabei überrascht, wie er gerade druckfrische Geldscheine zählt oder Diamanten liebkost oder dergleichen.

Was diese Geschichten nie zeigen, sind Helden mit einer total ruhigen, langweiligen Vergangenheit, die überhaupt keine Ahnung von den Sachen haben, die vorher passiert sind.

Und die auch nicht im Geringsten vermuten, dass ein paar von den wichtigsten Hinweisen in ihren eigenen Köpfen verborgen sind.

Jetzt, da ich damit begonnen habe, die Vergangenheit nach Hinweisen auf das Schicksal meiner Familie zu durchforsten, sind mir wieder viele Dinge eingefallen, nicht nur, was meine Eltern und meinen Bruder angeht, sondern auch mich selbst – vor allem, was eine gewisse kalte blaue Flamme betrifft, die inzwischen allgegenwärtig erscheint, als ob ich sie schon immer in mir gespürt hätte. Ich erinnerte mich daran, wie sie sich bei dieser Begegnung mit Uh-Oh zum ersten Mal zeigte, und dass sie mir ein paar Jahre später, mit zehn, dabei half, eine ähnlich brisante Situation heil durchzustehen.

Meine beste Freundin (oder vielmehr meine einzige Freundin – mehr über diese erbärmliche Situation später) hieß Gina Pettagola. Eines Nachmittags gingen wir von der Schule nach Hause, als uns drei ältere Mädchen aus der Nachbarschaft auflauerten, die Gina immer die »drei Musketererrors« nannte, weil sie immer im Dreierpack auftraten und eben auch echten Schrecken verbreiteten. Sie waren pummelig, rochen wie Zigaretten, und zwei von ihnen hatten rotes Haar, wohingegen die dritte im Bunde,

die Anführerin, eine einzige schwarze Augenbraue hatte, die in der Mitte zusammenwuchs wie eine zornige, dicke Raupe. Sie mochte vor allem Gina nicht, weil Gina schon damals die klatschhafteste Person im Viertel, wenn nicht in ganz Chicago war. Sie war außerdem eine unglaublich perfekt gestylte Zehnjährige – Kleidung, Haare, Schuhe, alles passte zusammen, und das war es wohl, was Miss Raupe noch ätzender fand, denn ihr persönlicher Stil bestand eher aus schwarzen Band-T-Shirts und Jeans, die an seltsamen Stellen mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden. Als uns die drei Musketerrors umringten, stieß Miss Raupe mit der Faust in die offene Fläche der anderen Hand und sagte: »Du hast echt 'ne große Klappe, weißte das, du aufgedonnerte kleine Tusse?«

»Wer, ich? Wieso, was ... was hab ich denn gesagt?«, stammelte Gina.

»Sie weiß schon«, sagte die eine Rothaarige.

»Klar, guck sie doch mal an. Sie will uns verarschen«, sagte die andere Rothaarige.

Miss Raupe kam näher. »Von mir aus kannst du gerne so tun, als hättest du keine Ahnung. Ich stopf dir dein blödes Maul sowieso.«

Ich konnte erkennen, dass Gina die Wahrheit gesagt hatte; sie tratschte so viel, dass sie nicht die geringste Ahnung hatte, worauf genau sich Miss Raupe bezog. Und dann wurde mir klar, dass das sowieso gar keine Rolle spielte; wahrscheinlich hatte Gina überhaupt nichts gesagt. Die drei Musketerrors wollten nur ein paar kleinere Mädchen fertigmachen, und wer eignete sich besser dazu als eine zierliche, herausgeputzte Klatschbase und ihr dürerer Schatten. Gina flüchtete sich in das, was sie am besten konnte – sie fing an zu reden und begann freundliche

Nettigkeiten von sich zu geben, die einfach nur die Lage entspannen sollten. Leider vermittelte das den Eindruck, als wollte sie wieder nur Klatsch verbreiten, und bevor sie ihren Satz vollenden konnte – »und außerdem wollten wir ja auch gar nicht, dass das die Runde macht« –, schlug ihr Miss Raupe mit voller Wucht auf den Mund. Gina stöhnte und verlor das Gleichgewicht, stolperte gegen eine der Rothaaren, die sie packte und ihr einen Stoß gab, damit sie zu der anderen hinübertaumelte, die sie dann wieder zu Miss Raupe schubste. Die nahm Gina in den Schwitzkasten, und ich sah, dass sich die Tränen meiner Freundin mit einer dünnen Blutspur vermischten, die von ihrer Lippe rann.

Ich wusste, dass ich rein vom Anblick her keine Bedrohung darstellte.

Damals war ich in jener Wachstumsphase, in der alles an meinem Körper nicht so recht zusammenzupassen schien – lange, dünne Arme, dickes, buschiges Haar, und meine Nase zeigte die ersten Anzeichen dafür, dass sie schon bald ziemlich wachsen würde. Außerdem hatte ich die Kunst perfektioniert, wie ein Chamäleon Teil der Kulisse um mich herum zu werden. Aber jetzt wandte sich Miss Raupe an mich, grinste mich mit wachsartigen Zähnen an, schleuderte Gina ein wenig herum und schnauzte: »Was ist mit dir, Bohnenstange? Dafür, dass du so 'ne großmäulige Freundin hast, sagst du ja nicht gerade viel.« Sie war mir so nahe, dass ich die kleinen Pünktchen in ihren Augen sah, dunkel und wild, die schon in Vorfreude auf eine kleine Schlägerei funkelten.

»Uh-Oh«, murmelte ich und musste an ein Sparring denken, das gründlich in die Hosen gegangen war. Unwillkürlich kam mir Willys Grundsatz in den Sinn, dass

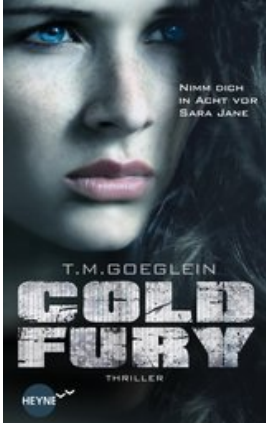
man fliehen sollte, wenn einem eine sichere Abreibung bevorsteht, und genau das hätte ich am liebsten getan. Doch dann erkannte ich erschauernd, wie groß, gemein und kaputt diese Mädchen waren. Sie wollten Gina und mir richtig wehtun. Natürlich wollte ich meine Freundin nicht im Stich lassen, aber ich wurde immer nervöser, so stark war der Impuls, einfach abzuhauen.

»Na guck mal, die ist ja gar nicht stumm«, sagte Miss Raupe und drückte Ginas Kehle noch mehr zusammen, während sie eine Zigarette hervorzog und sie sich zwischen die dicken Lippen schob. »Uh-oh trifft es auf den Punkt, Prinzessin«, zischte sie und schlug Gina hart ins Gesicht: »Uh-oh« – *wamm!* »Uh-oh« – *wamm!* Bis Ginas Gesicht heiß und rosa war und die Tränen still aus ihren Augen quollen. Ihr Blick fand mich, als sie hilflos an Miss Raupes Armen zerrte, die sie immer noch umklammerten, und es waren ihre Augen, voll lähmender Angst und dem Gefühl, in der Falle zu sitzen, die in mir die kalte, blaue Flamme wieder aufflackern ließen.

Sie war stärker, als sie es noch zwei Jahre zuvor gewesen war, und fühlte sich eher so an, als ob sie meinen Körper und mein Gehirn umfing, als ob sie in dieser Zeit ebenso gewachsen war wie ich. Sie flackerte nicht so hoch auf, dass sie meine Augen erreicht hätte, wurde aber doch ziemlich groß, und so sehr sie mich einerseits auch beruhigte, brachte sie mich andererseits auch ziemlich in Wut.

Bevor ich mir selbst Einhalt gebieten konnte, räusperte ich mich und erklärte: »Lass sie los, oder ich trete dir so richtig in den Hintern. Das meine ich ernst.«

Miss Raupe grinste mich auf eine Art und Weise an, wie es jemand tut, der gerade eine freudige Überraschung erlebt. Sie schubste Gina zu Boden, zog sich die Jeans hoch



T. M. Goeglein

## **Cold Fury**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-453-26769-5

Heyne

Erscheinungstermin: September 2013

Wenn du dir nicht hilfst, hilft dir keiner!

Mein Name ist Sara Jane Rispoli. Seit meinem sechsten Geburtstag habe ich Boxunterricht. Ich finde mich ganz o. k., bis auf meine Nase, die ist furchtbar, die werde ich mir wohl irgendwann operieren lassen. Ich habe einen Freund – oder zumindest so was Ähnliches. Und dann habe ich noch einen Aktenkoffer mit 96.000 Dollar in kleinen Scheinen, einer Knarre und einem Notizbuch mit belastendem Beweismaterial. Was ich nicht mehr habe, sind meine Eltern und mein kleiner Bruder. Sie sind verschwunden – und ich schwöre, ich hole sie zurück!

Sara Jane Rispoli freut sich auf ihren sechzehnten Geburtstag. Und ein Date hat sie auch schon, mit dem unwiderstehlichen Max. Doch dann verläuft der große Tag etwas anders als geplant: Ihre Eltern und ihr kleiner Bruder verschwinden. Und sie selbst wird von einem maskierten Mann angegriffen. Jede andere würde vor lauter Angst jetzt den Kopf verlieren – nicht so Sara Jane. Denn sie ist alles andere als normal: Mit sechs bekam sie Boxunterricht, mit sechzehn hat sie eine Knarre und eine beträchtliche Menge Bargeld in der Handtasche. Sara Jane kommt aus einer italienischstämmigen Familie, in der der Großvater Enzo ehrfurchtsvoll mit »Boss« angeredet und in der so manches Geschäft in ihrer Chicagoeer Konditorei hinter verschlossenen Türen gemacht wird. Sie weiß, dass die Polizei ihr nicht helfen kann. Und auch sonst niemand, denn auf der Suche nach ihren Eltern stößt sie auf einige dunkle Geheimnisse. Doch Sara Jane gibt nicht auf: Sie wird ihre Familie wiederfinden ...